

Stephen Leather
Brut des Teufels

Buch

»Deine Schwester holt der Teufel, Jack Nightingale.« Wie ein Damoklesschwert schwebt dieser mysteriöse Spruch seit jeher über dem Leben des ehemaligen Polizeiermittlers. Dieses Mal vernimmt er die unheilvollen Worte aus dem Mund einer Frau, die tot über einer Treppe baumelt, aufgehängt mit einer Wäscheleine. Doch Jack kennt seine Schwester nicht, denn mit dem Tag ihrer Geburt ist sie aus seinem Leben verschwunden. Wie kann er jemanden retten, dem er noch nie begegnet ist?

Jack Nightingale macht sich auf die Suche, doch jeder, mit dem er über seine Schwester spricht, stirbt einen grauenvollen Tod. Jemand – oder etwas – scheint mit aller Macht verhindern zu wollen, dass die beiden Geschwister zusammenkommen. Sollte Jack sie retten wollen, muss er eine Fähigkeit einsetzen, die er einst bei der Polizei lernte und seitdem blind beherrscht: Er muss verhandeln. Doch jede Verhandlung mit den dunklen Mächten hat ihren Preis, und so muss Jack sich fragen: Ist es jede Seele wert, dass man sie rettet?

Autor

Stephen Leather wurde in Manchester geboren. Er studierte Biochemie an der University of Bath. Bevor er sich 1992 ganz dem Schreiben widmete, war er als Journalist tätig. Stephen Leather lebt in Irland, wo er bereits an seinem nächsten Thriller schreibt.

Von Stephen Leather bereits erschienen:

Höllennacht (37814)

Stephen Leather

Brut des Teufels

Thriller

Aus dem Englischen
von Barbara Ostrop

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »Midnight«
bei Hodder & Stoughton, London.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

I. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Copyright © 2011 by Stephen Leather
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Verlagsgruppe
Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: © Johannes Frick, Neusäß/Augsburg,
unter Verwendung von Motiven von plainpicture/Arcangel/Dave Wall;
mauritius images/Trigger Image
Redaktion: Werner Bauer
DF · Herstellung: sam
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-37813-5

www.blanvalet.de

1

Es war nicht die erste Leiche, die er je gesehen hatte, und Jack Nightingale war sich ziemlich sicher, dass es auch nicht die letzte sein würde. Die Frau sah aus, als wäre sie Ende dreißig, aber Nightingale wusste, dass sie erst einunddreißig war. Sie hatte lockiges, braunes Haar, ordentlich gezupfte Augenbrauen und auf den Lippen blassrosa Lippenstift. Ihr Kopf hing sonderbar schief, was den Gedanken nahelegte, dass die Wäscheleine um ihren Hals sie nicht einfach nur erwürgt hatte, als sie den Treppenschacht hinuntergestürzt war. Sie trug ein purpurrotes Kleid mit schwarzem Ledergürtel. Ihr rechter Schuh war runtergefallen und lag am Fuß der Treppe, der linke schien ihm folgen zu wollen. Ein Urinschwall war an ihren Beinen heruntergerieselst und unten in den Treppenläufer gesickert, wo er auf dem rostroten Teppich einen dunkelbraunen Fleck bildete. Der Tod war, wie Nightingale wusste, immer von einer Reaktion der Blase begleitet. Eines der ungeschriebenen Gesetze: Wenn man starb, entleerte sich die Blase so sicher, wie die Nacht dem Tag folgt.

Er stand da und musterte die Frau. Sie hieß Constance Miller, und er hatte sie nie zuvor gesehen. So wie es aussah, hatte sie im Obergeschoss gestanden, sich eine Wäscheleine um den Hals gelegt und das andere Ende am Treppengeländer festge-

bunden. Dann hatte sie sich herabgestürzt, wahrscheinlich mit dem Kopf voran. Der Schwung hatte ihr fast mit Sicherheit den Hals gebrochen, und wahrscheinlich hatte sie kaum Schmerzen gelitten, aber ein angenehmer Tod konnte es dennoch nicht gewesen sein.

Nightingale holte seine Marlboros und ein blaues Wegwerf-feuerzeug aus der Tasche. »Du hast bestimmt nichts dagegen, dass ich rauche, oder?« Er klopfte eine Zigarette heraus und schob sie sich zwischen die Lippen. »Du siehst aus wie eine Raucherin, Constance. Und ich habe den Aschenbecher auf dem Küchentisch gesehen, da wird das hier wohl kein Nicht-raucherhaus sein.«

Er zündete die Zigarette mit dem Feuerzeug an und inhalte. Als er einen großen Rauchring zu dem befleckten Teppich hinunterblies, zuckten plötzlich die Arme der Frau, und ihre Augen öffneten sich. Nightingale erstarrte, die Zigarette auf halbem Wege zum Mund.

Die Frau schlug mit den Armen um sich, ihre Beine zitterten, und sie röchelte durch geschlossene Zähne. Plötzlich riss sie die Augen weit auf. »Deine Schwester holt der Teufel, Jack Nightingale«, sagte sie mit erstickter Stimme. Dann schloss sie die Augen, und ihr Körper erschlaffte.

Nightingale fluchte und rannte zur Küche. Die Hintertür stand offen, so wie er sie zurückgelassen hatte. Neben der Spüle stand ein Messerblock aus Kiefernholz, in dem ein halbes Dutzend Messer mit Kunststoffgriffen steckten. Hastig drückte er seine Zigarette im Ascher aus, packte eines der größten Messer und rannte ins Treppenhaus zurück. Er nahm zwei Stufen auf einmal, bis er auf einer Höhe mit ihr war. Dann streckte er den Arm aus und packte sie um die Taille. Ächzend drückte er sie gegen seine Schulter und stieg noch ein paar

Stufen die Treppe hinauf, um die Wäscheleine von ihrem Gewicht zu befreien. Er hielt sie mit dem linken Arm fest an sich gepresst und sägte mit dem Messer in die Leine. Er musste ein halbes Dutzend Mal säbeln, bevor die Leine durchtrennt war und ihr Kopf auf seine Schulter sackte.

Sie befand sich auf der falschen Seite des Geländers, und er konnte sie nicht zu sich herüberwuchten. Daher ließ er sich von ihrem Gewicht die Treppe hinunterziehen, bis ihre Füße den Boden berührten. Dann senkte er sie so weit wie möglich ab und ließ dann los. Sie fiel gegen die Wand und glitt daran nach unten. Ihr Haar breitete sich um ihren Kopf aus, als ihr Hinterkopf über die Tapete schabte. Nightingale eilte um den Treppenfuß herum, während die Frau mit dem Gesicht voran auf den Teppich fiel. Er wälzte sie herum und tastete mit der linken Hand ihren Hals nach einem Pulsschlag ab, fühlte aber nichts. Er hockte sich auf die Fersen und rang um Atem. Ihr Kleid war nach oben gerutscht und gab ihre verschmutzte Unterwäsche frei. Nightingale zog das Kleid herunter.

»Weg von ihr!«, brüllte ihn von hinten jemand an.

Als er sich umdrehte, erblickte er einen stämmigen Polizeisergeant, der eine stichsichere Weste trug und mit dem Finger auf ihn zeigte. Unmittelbar hinter ihm stand ein junger Constable, groß und dünn, der einen ausgezogenen Teleskopschlagstock in der behandschuhten Hand hielt.

»Werfen Sie das Messer weg!«, schrie der Sergeant und griff nach dem Schlagstock in dem Nylonhalfter an seinem Gürtel.

Nightingale starrte das Messer in seiner rechten Hand an. Er wandte sich wieder den Polizisten zu, doch bevor er den Mund aufmachen und etwas sagen konnte, krachte der

Schlagstock des jungen Constables gegen seinen Kopf, und Nightingale brach bewusstlos auf dem Boden zusammen.

2

Der Superintendent war Anfang fünfzig, sein braunes Haar grau meliert, und er betrachtete Nightingale durch dicke Brillengläser. Er trug Uniform, hatte aber seine Jackenknöpfe geöffnet, als er sich an den Tisch setzte. Neben ihm saß ein jüngerer Mann in einem grauen Anzug, ein Detective, der sich noch nicht vorgestellt hatte. Nightingale saß ihnen gegenüber und sah dem Detective dabei zu, wie er versuchte, eine Audiokassette von ihrer Plastikhülle zu befreien.

»Sie haben also noch nicht auf Digital umgestellt?«, fragte Nightingale.

Der Superintendent nickte zu dem Kassettenrekorder auf dem Regal neben Nightingales Kopf hinüber. »Bitte sagen Sie nichts, bis das Band läuft«, erklärte er. Er nahm seine Brille ab und wischte die Gläser methodisch mit einem blassblauen Taschentuch sauber.

»Das könnte bei seinem Tempo noch eine Weile dauern«, sagte Nightingale.

Der Detective führte die Kassette zum Mund, riss ein Stück der Plastikfolie mit den Zähnen ein und brachte das Ganze dann mit den Fingernägeln zu Ende. Er schob die Kassette in eines der beiden Kassettenfächer und machte sich dann daran, ein zweites Band zu befreien. Nightingale schätzte den Mann auf Mitte zwanzig und nahm an, dass er noch auf Probe bei

der Kriminalpolizei war. Der junge Polizist sah den Superintendenten ständig nervös an wie ein Welpen, der erwartet, gleich Schelte zu bekommen.

Der Wachsergeant, der Nightingale aus der Arrestzelle geholt hatte, hatte ihm eine Flasche Wasser und ein Päckchen Kartoffelchips gegeben, und beides lag nun vor ihm auf dem Tisch. Er machte die Flasche auf, trank daraus und wuschte sich den Mund am Papierärmel des Tatortschutzanzugs ab, den man ihm als Ersatz für seine Kleider und Schuhe gegeben hatte. An den Füßen trug er Papierüberschuhe mit Gummizug.

Der Detective hatte endlich die zweite Kassette von der Folie befreit und schob sie in den Rekorder. Dann nickte er dem Superintendenten zu.

»Schalte ihn ein, Junge«, sagte der Superintendent. Der Detective wurde rot und tat wie geheißen. Das Aufnahmeleuchtete rot. »Gut.« Der Superintendent schaute auf seine Armbanduhr. »Heute ist der dreizehnte November, es ist fünfzehn Uhr fünfzehn. Ich bin Superintendent William Thomas, und neben mir sitzt ...« Er nickte dem Detective zu.

»Detective Constable Simon Jones«, sagte der junge Mann. Er begann, seinen Nachnamen zu buchstabieren, aber der Superintendent winkte ab.

»Wir können alle buchstabieren, Junge«, sagte er. Er blickte zum Rekorder hinüber, um sich zu vergewissern, dass die Spulen sich auch drehten. »Wir vernehmen Mr Jack Nightingale. Bitte nennen Sie uns Ihr Geburtsdatum, Mr Nightingale.«

Nightingale tat wie geheißen.

»Ihr Geburtstag liegt also erst drei Tage zurück?«, fragte der Superintendent.

»Und Sie haben mir nichts geschenkt«, antwortete Nightingale, streckte die Beine aus und verschränkte die Arme vor

der Brust. »Ich werde doch nicht wegen irgendetwas beschuldigt, oder?«

»Im Moment helfen Sie uns bei unseren Ermittlungen zu einem Todesfall mit ungeklärter Ursache.«

»Sie hat sich selbst getötet«, erklärte Nightingale.

»Wir warten noch auf die Ergebnisse der Autopsie.«

»Sie hing vom oberen Treppengeländer herab, als ich sie gefunden habe.«

»Sie hatten sich mit einem Messer in der Hand über sie gebeugt, als meine Beamten Sie festgenommen haben«, erklärte der Superintendent.

»Ihre Männer haben mich schlimm zugerichtet«, sagte Nightingale und befühlte vorsichtig das Pflaster an seiner Schläfe. »Ich habe das Messer verwendet, um sie loszuschneiden.«

»Ein einziger Schlag, notwendige Gewalt«, erklärte der Superintendent.

»Ich war ein unbeteiligter Zeuge«, sagte Nightingale. »Ich war zur falschen Zeit am falschen Ort. Ihre Männer haben mir keine Chance gegeben, ihnen irgendetwas zu erklären.«

»Offensichtlich wurden Sie aufgefordert, Ihre Waffe wegzuerwerfen, und als Sie dieser Aufforderung nicht Folge leisteten, hat man notwendige Gewalt ausgeübt, um Sie zu überwältigen.«

»Erstens war es keine Waffe; es war ein Messer, das ich aus der Küche geholt hatte, um die Tote loszuschneiden. Und zweitens haben sie mich geschlagen, bevor ich auch nur den Mund aufmachen konnte.« Er zeigte auf den Papieranzug, den er trug. »Und wann bekomme ich meine Kleider zurück?«

»Wenn diese kriminaltechnisch untersucht worden sind«, antwortete der Superintendent.

»Sie hat sich selbst getötet«, wiederholte Nightingale. »Das

müssen Sie doch gesehen haben. Sie hat sich eine Wäscheleine um den Hals gelegt und ist gesprungen.«

»Das ist so gar nicht Frauenart«, bemerkte der Superintendent. »Die Art von Selbstmörderinnen, meine ich. Frauen neigen dazu, Schlaftabletten zu nehmen oder sich in einem warmen Vollbad die Pulsadern aufzuschneiden. Hängen ist etwas sehr Männliches. Wie Tod durch einen Autounfall.«

»Meine Hochachtung vor Ihrem überlegenen Wissen, aber ich denke, ich würde jetzt lieber gehen.«

»Sie gehen nirgendwo hin, bis Sie nicht einige Fragen beantwortet haben.«

»Heißt das, dass ich festgenommen bin?«

»Im Moment helfen Sie uns bei unseren Ermittlungen«, sagte der Superintendent.

»Dann kann ich also gehen, wann es mir beliebt?«

»Ich würde es vorziehen, dass Sie zuerst meine Fragen beantworten. Wenn Sie nichts Falsches getan haben, sollte es Ihnen nichts ausmachen, mit uns zu sprechen.« Thomas beugte sich vor und blickte Nightingale über seine Brille hinweg an. »Sie sind doch nicht einer dieser Engländer, die glauben, die Waliser seien dumm, oder?«

»Was?«

»Sie wissen, wovon ich spreche«, sagte der Superintendent. »Ihr Engländer, ihr macht euch doch gerne über uns und die Iren lustig, oder? Ihr nennt uns Schafficker und so.«

»Wovon zum Teufel reden Sie eigentlich?«

»Ich spreche davon, dass Sie in unser kleines Städtchen kommen und ein Chaos anrichten«, sagte der Superintendent. »Und dann so tun, als wäre das ohne Belang.« Er faltete die Hände und holte tief Luft. »Es ist aber von Belang, Nightingale. Es ist von großem Belang.«

»Sie war schon tot, als ich dort hingekommen bin.«

»Das behaupten Sie.«

»Was sagt denn der Coroner?«

»Wir warten noch auf den genauen Todeszeitpunkt, aber es sieht so aus, als läge der nur kurz vor dem Erscheinen unserer Leute. Das hilft Ihnen also nichts.«

»Sie hing vom Treppengeländer herab, als ich dort hinkam.«

»Und überall auf der Kleidung der Toten sind Ihre DNA-Spuren zu finden.«

»Weil ich sie losgeschnitten habe. Um ihr das Leben zu retten.«

»Aber Sie sagten doch, sie sei tot gewesen. Warum haben Sie denn versucht, eine tote Frau zu retten?«

»Ich wusste nicht, dass sie tot war. Ich habe sie einfach nur da hängen sehen. Dann hat sie sich bewegt.«

»Sie hat sich bewegt?«

»Sie hat gezittert und Geräusche von sich gegeben.«

»Dann war sie also gar nicht tot?«

»Doch, sie war tot. Das war irgendeine autonome Reaktion. Ich holte ein Messer aus der Küche und schnitt sie los. Ich überprüfte sie auf Lebenszeichen, aber da war nichts. In diesem Moment sind dann Ihre Leute gekommen.«

»Was zwei Fragen aufwirft, oder?«, erklärte der Superintendent. »Warum haben Sie nicht die Polizei gerufen? Und was hatten Sie in dem Haus zu suchen?«

»Ich hatte keine Zeit, irgendjemanden anzurufen«, sagte Nightingale. »Ich hatte gerade aufgehört, nach ihrem Puls zu fühlen, als Ihre Männer hereinstürmten und mich bewusstlos schlugen.«

»Man hat mir gesagt, dass Sie sich der Festnahme widersetzt haben«, erklärte der Superintendent. »Eine Nachbarin

hat den Notruf gewählt, um zu melden, dass gerade ein Fremder in Miss Millers Haus eingedrungen sei. Als die Polizisten eintrafen, fanden sie Sie über die Tote gebeugt vor, ein Messer in der Hand.«

»Sie haben kein Wort gesagt, sondern mich einfach niedergeschlagen.«

»Sie hätten nicht in dem Haus sein sollen«, erklärte der Superintendent. »Sie hatte Sie ja nicht eingeladen, oder?«

»Die Hintertür war offen«, erklärte Nightingale.

»Trotzdem«, entgegnete der Superintendent. »Sie haben bestenfalls Hausfriedensbruch begangen und schlimmstenfalls ...«

»Was?«

»Eine Frau ist tot, Nightingale. Und Sie haben immer noch nicht erklärt, warum Sie in dem Haus waren.«

»Ich wollte mit ihr reden.«

»Worüber?«

»Die Sache ist kompliziert«, meinte Nightingale.

»Jetzt tun Sie schon wieder so, als wären die Waliser blöd.« Er schlug mit der flachen Hand hart auf den Tisch, und Nightingale zuckte zusammen. »Reden Sie endlich, Nightingale. Ich habe Ihre Spielchen allmählich satt.«

Nightingale seufzte. »Ich glaube, dass sie meine Schwester ist.«

»Das glauben Sie?«

»Wie schon gesagt, es ist kompliziert.«

»Kompliziert wie die Tatsache, dass der Nachname Ihrer Schwester Miller ist und der Ihre Nightingale?«

»Sie hat nie geheiratet.«

»Miller ist ihr Geburtsname. Wie können Sie dann ihr Bruder sein?«

»Stiefbruder. Oder Halbbruder. Wir haben denselben Vater.«

»Und ist der Name des Vaters dann Nightingale oder Miller?«

»Weder – noch. Gosling. Ainsley Gosling.«

»Sie sagen mir also, dass Gosling sowohl Ihr Vater war als auch der Ihrer Schwester, und doch haben Sie alle drei verschiedene Namen?«

»Ich bin adoptiert worden. Meine Schwester genauso. Wir wurden beide bei der Geburt adoptiert.«

»Und was haben Sie heute bei ihr zu Hause gemacht? Ein Überraschungsbesuch, oder?«

»Ich wollte mit ihr reden.«

»Worüber?«

Nightingale biss sich auf die Unterlippe. Der Superintendent würde ihm nie im Leben glauben, wenn er die Frage ehrlich beantwortete. Im nüchternen Licht des Tages war Nightingale sich nicht einmal sicher, ob er es selber glaubte. »Ich hatte gerade erst herausgefunden, dass sie meine Schwester war. Ich wollte sie kennenlernen.«

»Haben Sie sie vorher angerufen?«

Nightingale schüttelte den Kopf.

»Fürs Band bitte, Mr Nightingale.«

»Nein, ich habe sie nicht angerufen.«

»Sie haben einfach gedacht, Sie schauen mal rein? Von London aus?«

»Ich wollte sie sehen.«

»Dann sind Sie also für einen Überraschungsbesuch den ganzen Weg von London hergekommen?«

»So würde ich es eigentlich nicht formulieren«, sagte Nightingale. »Es ging mir nicht darum, sie zu überraschen.

Ich wollte einfach nur ...« Er zuckte mit den Schultern. »Es ist schwer zu erklären.«

»Sehen Sie, jeder normale Mensch hätte vorher angerufen. Er wäre nicht unangekündigt gekommen.«

»Ich bin ein sehr spontaner Mensch«, erklärte Nightingale. Er brauchte eine Zigarette, dringend.

»Und was hat Sie auf den Gedanken gebracht, dass Connie Miller Ihre Schwester ist? Oder Halbschwester?«

»Ich habe einen Tipp bekommen.«

»Was für einen Tipp?«

»Ich habe ihren Vornamen erhalten. Und den Namen der Stadt.«

»Und das hat gereicht, um sie zu finden?«

»Ich wusste, wie alt sie ist. War. Sie war die einzige einunddreißigjährige Frau namens Constance in Abersoch.«

»Stimmt das?«

»Sie können das Wählerverzeichnis selbst überprüfen. Heutzutage ist das alles im Computer.«

»Nun, ich kann Ihnen mit hundertprozentiger Sicherheit sagen, dass Connie Miller nicht mit Ihnen verwandt ist. Ich kenne ihre Eltern. Ich kenne sie schon seit Jahren. Und die beiden waren gerade da, um ihre Leiche zu identifizieren.«

Nightingale rieb sich das Gesicht mit den Händen. »Na gut«, sagte er. »Ich war wohl falsch informiert.«

»Ja«, erklärte der Superintendent. »Das waren Sie eindeutig. Connie ist im Bryn Beryl Hospital in Pwllheli zur Welt gekommen, und ich kann Ihnen versichern, dass keine Adoption im Spiel war.«

»Falls das stimmt, habe ich einen falschen Tipp bekommen. So was kommt vor.«

»Wenn es nicht stimmte, würde ich es nicht sagen«, erklärte

der Superintendent. »Ich habe nicht die Gewohnheit zu lügen. Sie haben also Ihren Wohnsitz in London?«

Nightingale nickte. Der Superintendent zeigte auf den Kassettenrekorder und machte schon den Mund auf, aber Nightingale kam ihm zuvor. »Ja«, sagte er. »Das stimmt.«

»Und früher waren Sie Polizist?«

»Zur Strafe für meine Sünden, ja.«

»Sie waren bei der SO19, oder?«

»Bei der CO19. Früher hieß sie SO19, aber vor ein paar Jahren wurde das in CO19 geändert. Die bewaffnete Einheit. Ja.«

»Sie waren dort Inspector?«

Es war klar, dass der Superintendent seine Akte bereits gelesen hatte. »Richtig«, antwortete Nightingale. »Ich war Inspector.«

»Bis zu dem Vorfall in Canary Wharf?«

Nightingale lächelte sarkastisch und nickte erneut.

»Die Leute machen sich eine Gewohnheit daraus, in Ihrer Nähe zu sterben, nicht wahr, Nightingale?«

»Sie hatte sich schon erhängt, als ich dort eintraf. Ich bin der Frau nie zuvor begegnet, habe sie vor heute noch nie gesehen.«

»Lassen wir das mit Connie Miller einmal vorläufig auf sich beruhen«, meinte der Superintendent. »Jetzt wollen wir erst einmal über Simon Underwood sprechen.«

»Mit Verlaub, das liegt außerhalb Ihres Zuständigkeitsbereichs«, entgegnete Nightingale. »Das war nicht Ihr Bezirk.«

»Er war ein Pädophiler, oder? Den Medien zufolge hat er sich an seiner Tochter vergangen. Sie hat sich getötet, während Sie mit ihr geredet haben?«

»Worauf wollen Sie damit hinaus, Superintendent? Ich möchte nicht gerne glauben, dass Sie aus reinem Spaß alte Wunden aufreißen.«

»Ich weise einfach nur darauf hin, dass Sie in puncto Leichen einiges vorzuweisen haben. Simon Underwood ist aus dem Fenster seines Büros gestürzt, während er mit Ihnen gesprochen hat. Sophie Underwood ist von einem Balkon gesprungen. Ihr eigener Onkel hat seine Frau mit einer Axt ermordet und sich dann selbst getötet, kurz bevor Sie zu Besuch bei den beiden auftauchten. Leichen neigen dazu, sich um Sie herum zu sammeln.«

»Kann ich rauchen?«, fragte Nightingale.

»Natürlich können Sie nicht rauchen, verdammt noch mal«, schnauzte ihn der Superintendent an. »Als ich mich zum letzten Mal informiert habe, gehörte Wales immer noch zu Großbritannien, und in Großbritannien ist Rauchen in öffentlichen Gebäuden oder am Arbeitsplatz verboten.«

»Können wir dann eine Pause machen? Ich brauche eine Zigarette.«

Der Superintendent lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Sie wissen, dass Rauchen tödlich sein kann«, sagte er.

»Angeblich«, erwiderte Nightingale. »Zehn Minuten? Entweder das, oder Sie müssen mich festnehmen, denn wenn ich nicht erst eine Zigarette bekomme, werde ich Ihnen nicht weiter bei Ihren Ermittlungen helfen.«

3

Ein kalter Wind blies durch Nightingales Papieranzug, und er zitterte. »Wenn ich mich erkälte, verklage ich Sie, verdammt Kacke«, knurrte er. Er und der Superintendent standen auf

dem Parkplatz hinter der Polizeiwache. Ein Streifenwagen war gerade hereingefahren, und große, blaue Metalltore gingen rasselnd hinter ihm zu. Zwei weiße Polizeitransporter und ein halbes Dutzend viertürige Limousinen parkten an der hohen Mauer, die den Parkplatz umschloss.

»Sie sind derjenige, der eine Zigarette wollte«, sagte der Superintendent. Er nahm ein Päckchen Silk Cut aus der Jackentasche, klappte es auf und bot Nightingale eine an.

»Ich stehe eher auf Marlboro«, meinte Nightingale.

»Ihre Glimmstängel liegen in einer Beweistüte, wenn Sie also rauchen wollen, müssen Sie mit einer von meinen vorliebnehmen«, sagte der Superintendent. Er zog das Päckchen weg, aber Nightingale streckte die Hand danach aus. Der Superintendent lächelte und hielt es ihm wieder hin.

»Ich hätte Sie nicht als Raucher eingeschätzt«, meinte Nightingale. Der Superintendent steckte ein Streichholz an, und Nightingale umschloss die Flamme mit der hohlen Hand, als er seine Zigarette damit anzündete.

Der Superintendent steckte seine eigene Zigarette mit demselben Streichholz an und warf es dann weg. »Früher, als wir noch im Büro rauchen durften, habe ich vierzig am Tag gequalmt«, sagte er. »Heutzutage kann ich mich glücklich schätzen, wenn ich noch sechs schaffe.« Er lächelte trübselig. »Daheim lässt meine Frau mich auch nicht im Haus rauchen. Sie sagt, dass Kaltrauchen gesundheitsschädlich ist. Ich sage ihr immer, dass das Restefrühstück, das sie mir jeden Morgen brutzelt, mich wahrscheinlich eher umbringen wird als der Tabak, aber was kann man machen? Ehefrauen wissen immer alles besser, so ist nun mal die Ordnung der Dinge.« Der Superintendent zog lange an seiner Zigarette und blies Rauch in den Himmel. »Was ich nicht verstehe«, sagte er, »ist das eine:

Wenn die einzigen beiden Leute in einem Raum rauchen wollen, warum zum Teufel können sie es dann nicht einfach tun? Haben Sie eine Ahnung, wie viele Arbeitsstunden wir jährlich durch Zigarettenpausen verlieren?»

Nightingale zuckte mit den Schultern. »Viele?»

»Verdammt viele. Wenn man davon ausgeht, dass der durchschnittliche Kriminalbeamte während seiner Schicht zehn raucht und dass jede Zigarette fünf Minuten braucht, macht das beinahe eine Stunde pro Tag. Eine halbe Schicht pro Woche wird verschwendet. Und wissen Sie, wie viele von meinen Leuten rauchen?»

»Die meisten?»

»Genau, die meisten«, antwortete der Superintendent. Er nahm einen weiteren langen Zug. »Mein erster Chef hatte früher eine Flasche Glenlivet in der untersten Schublade seines Schreibtischs, und jedes Mal, wenn wir einen Ermittlungserfolg hatten, holte er die Flasche heraus. Wenn man das heute täte, würde man sofort gefeuert. Man darf bei der Arbeit nicht trinken, nicht rauchen und nicht einmal ein Sandwich am Schreibtisch essen. Was denken die eigentlich? Dass wir keine vernünftige Polizeiarbeit leisten, wenn wir trinken und rauchen?»

»So läuft es nun mal«, stimmte Nightingale ihm zu. »Der Gouvernantenstaat.«

»Noch fünf Jahre, und ich bin hier weg«, meinte der Superintendent. »Dann hab ich meine dreißig Jahre rum. Volle Pension.«

»Es ist nicht mehr derselbe Job wie früher«, sagte Nightingale.

Der Superintendent nickte seufzend. »Sie haben nie ein wahreres Wort gesprochen«, gab er zurück. »Aber sagen Sie mir mal eines. Haben Sie diesen Kinderschänder aus dem

Fenster geworfen? Das Band ist aus, also von Mann zu Mann, von Kripobeamten zum ehemaligem Sondereinheitsspolizisten – Sie haben ihn rausgeschmissen, oder?»

Nightingale schnippte Asche auf den Asphalt. »Angeblich«, sagte er.

»Verschonen Sie mich mit diesem ›Angeblich‹-Scheiß«, entgegnete der Superintendent. »Falls Sie es getan haben, haben Sie meine Sympathie. Ich habe drei Kinder. Die sind zwar inzwischen alle erwachsen, aber Gott helfe trotzdem jedem, der ihnen auch nur ein Haar krümmen will. Was ist mit Ihnen, Nightingale? Haben Sie Kinder?«

»Ich war nie verheiratet«, antwortete Nightingale. »Ich habe nie eine Frau kennengelernt, die mich lange genug ausgehalten hat, um schwanger zu werden.«

»Ja, ich kann mir vorstellen, dass man sich an Sie gewöhnen muss.« Er lachte und inhalierte Rauch.

»Wann bekomme ich meine Klamotten zurück?«, fragte Nightingale. »Ich fühle mich in diesem Papieranzug wie ein ziemlicher Trottel.«

»Falls Ihre Kleider Beweismittel sind, bekommen Sie sie nie zurück«, antwortete der Superintendent. Er grinste. »Ich verstehe das Problem gar nicht – Weiß steht Ihnen.« Er stieß mit der Zigarette nach Nightingales Brust. »Ob diese Dinger wohl feuersicher sind?«

Nightingale sprang zurück. »Das ist überhaupt nicht komisch«, sagte er und wischte Asche weg.

Der Superintendent warf seine Kippe auf den Boden und trat sie mit dem Fuß aus. »Dieser Tipp, dass Connie Miller Ihre Schwester sei. Woher stammt der?«

»Von einem Freund«, antwortete Nightingale.

»Wie konnte er nur so falschliegen?«

Nightingale schüttelte den Kopf. »Dasselbe habe ich mich auch schon gefragt.«

»Was ist das für ein Freund? Ist er Polizist?«

»Robbie Hoyle. Inspector bei der TSG.«

»Bei der Sondereinheit für Öffentliche Ordnung? Die schwere Truppe, ja?«

»Ja. So könnte man es wohl sagen. Aber er war außerdem auch Polizeivermittler. Genau wie ich.«

»Ich brauche Inspector Hoyles Telefonnummer.«

Nightingales Augen verengten sich. »Warum?«

»Um Ihre Geschichte zu überprüfen«, antwortete der Superintendent. »Wenn er bestätigt, dass er Sie auf eine Suche ins Blaue hierher geschickt hat, entlastet Sie das.«

»Ich brauche nicht entlastet zu werden«, erwiderte Nightingale. »Sie hing schon dort, als ich das Haus betrat.«

»Und wenn Inspector Hoyle sagt, dass er Sie in dieses Haus geschickt hat, erklärt das Ihre Anwesenheit dort. Ohne seine Bestätigung waren Sie immer noch zur falschen Zeit am falschen Ort.«

Nightingale zog an seiner Zigarette. »Ich weiß nicht recht, ob Robbie mir Rückendeckung geben würde.«

»Er hat die Verbrecherdatenbank missbraucht, oder?«

Nightingale schnippte seine Kippe weg. »Robbie ist tot«, sagte er.

»Was ist passiert?«

»Verkehrsunfall«, antwortete Nightingale. »Ein dummes, sinnloses Unglück. Er hat mit dem Handy telefoniert und ist einem Taxi vor die Räder gelaufen.«

»Das tut mir leid«, sagte der Superintendent. »Haben Sie sonst noch jemandem gesagt, dass Sie nach Abersoch reisen, um Connie Miller zu besuchen?«

Nightingale nickte. »Meiner Assistentin. Jenny McLean.«

»Und wo befindet die sich im Moment?«

»In London. Sie hält dort die Stellung.«

»Und wenn ich diese Jenny McLean anrufen würde, würde sie Ihre Geschichte bestätigen?«

»Sie wusste über meine Reise nach Abersoch und ihren Grund Bescheid, ja. Sie hat mir auch geholfen, die Adresse zu finden.«

Der Superintendent runzelte die Stirn. »Warum denn das?«

»Ich wusste nur den Vornamen. Constance. Und die Stadt. Abersoch. Jenny hat mir geholfen, die Adresse herauszubekommen. Sie kennt sich mit Datenbanken aus.«

»Und sie wird das alles bestätigen, oder?«

»Das hoffe ich«, antwortete Nightingale. »Das hoffe ich wirklich sehr.«

Thomas zeigte auf die Tür. »Na gut, machen wir uns wieder an die Arbeit.«

4

Mia trank ihren Latte macchiato caramel und blickte sehnsuchtsvoll auf das Päckchen Rothmans auf dem Tisch. Kaffee und Zigaretten gehörten zusammen wie Fish and Chips, und der Kaffee schmeckte nie ganz richtig, wenn sie nicht rauchte. Sie blickte durch das Fenster auf die drei Metalltische und Stühle, die vor dem Café auf dem Bürgersteig standen. Liebend gern hätte sie jetzt eine geraucht, aber draußen war es eiskalt, und der Wetterbericht hatte Schnee angekündigt.

Sie hasste den Winter, insbesondere den englischen Winter. Sich schüttelnd, blickte sie zu der Schlange der Gäste hinüber, die um einen Kaffee anstanden. Die Tür ging auf, ein kalter Windstoß blies herein, und ein Mann stellte sich hinten an. Er war Anfang dreißig, vielleicht fünf Jahre älter als sie, hochgewachsen und hatte tiefschwarzes Haar sowie einen blassen, fast weißen Teint. Sein langer Mantel sah nach Kaschmir aus; um den Hals trug er einen leuchtend roten Schal.

Sie blickte wieder eine Weile aus dem Fenster, und als sie zur Schlange zurückschaute, war der Mann verschwunden. Sie drehte sich auf dem Stuhl herum und sah, dass er nun in einem Sessel in der Nähe der Toiletten saß. Er fing ihren Blick auf und lächelte. Sie warf ein angespanntes Lächeln zurück und sah weg, griff nach ihrem Zigarettenpäckchen und spielte damit herum. Eine grauhaarige ältere Frau am Nachbartisch starrte sie mit unverhohlener Feindseligkeit an, als mahnte sie Mia, nur ja nicht zu wagen, sich eine anzustecken. Mia blickte finster zurück.

An der einen Wand hing ein Spiegel, und sie konnte die Reflexion des Mannes darin erkennen. Während sie ihn beobachtete, nahm er eine Münze aus seiner Manteltasche, warf sie in die Luft und fing sie auf. Er klatschte sie auf seinen linken Handrücken und lächelte, als er daraufschaute. Dann steckte er die Münze wieder in die Tasche, griff nach seinem Kaffeebecher und kam herüber. Mia tat so, als sähe sie ihn nicht.

»Entschuldigen Sie«, sagte er. Sie drehte sich um und blickte ihn an. »Ich musste einfach herkommen und Guten Tag sagen.«

»Warum?«, fragte sie.

»Schicksal«, antwortete er. »Ich heiße Chance.«

»Chance?«

»Wie in *Die Chancen stehen schlecht*. Darf ich mich zu Ihnen setzen?«

Einen Moment lang überlegte sie, nein zu sagen, doch dann lächelte er, und sie wies auf den Stuhl ihr gegenüber. »Wir leben in einem freien Land«, sagte sie.

»Na ja, das war einmal«, erwiderte er und setzte sich, wobei er die Bügelfalten seiner Hose sorgfältig zurechtzog. »Ich habe Ihren Namen nicht verstanden.«

»Mia«, antwortete sie. »Ist Chance Ihr richtiger Name?«

»Es ist der Name, auf den ich höre«, sagte er. Er hatte unglaublich blaue Augen. Das Blau eines herbstlichen Morgenhimmels, dachte Mia.

»Es ist also ein Spitzname?«

»Gewissermaßen.«

Sie trank ihren Kaffee und beobachtete ihn über den Becherrand hinweg. Er hatte die gut geschnittenen Züge eines Fernsehseifenopernstars. Vielleicht ein Arzt in *Holby City*. Sie stellte ihren Becher auf den Tisch zurück. »Was haben Sie da eben mit dieser Münze gemacht?«

Er zuckte mit den Schultern, als wisse er nicht, wovon sie rede.

»Kommen Sie schon, Sie wissen, was ich meine«, sagte sie. »Sie haben mich angeschaut, dann haben Sie eine Münze geworfen, und dann sind Sie hergekommen.«

»Und was ist Ihrer Meinung nach geschehen?«

Sie kicherte. »Ich denke, Sie waren sich nicht sicher, ob Sie mich ansprechen sollen, und so haben Sie zur Entscheidung eine Münze geworfen. Habe ich recht?«

Er zuckte achtlos mit den Schultern. »So ungefähr«, antwortete er. »Ich hatte schon entschieden, dass ich mit Ihnen

reden wollte, aber ich habe es der Münze überlassen, ob ich mein Vorhaben durchführen sollte.«

Sie runzelte die Stirn. »Das ist doch dasselbe, oder?«

»Mehr oder weniger«, antwortete er.

»Und Sie machen das oft?«, fragte sie. »Eine Münze werfen, um zu entscheiden, was Sie tun sollen?«

»Nicht oft«, antwortete er. »Immer. Und nicht einfach irgendeine Münze.« Er steckte die Hand in die Manteltasche und zog ein Fünzigpennestück heraus. »Sondern genau diese.«

Sie streckte die Hand aus, und er gab sie ihr. Sie untersuchte beide Seiten, konnte aber nichts Ungewöhnliches entdecken. »Es ist einfach eine Fünzigpennemünze«, sagte sie.

Er nahm sie zurück, ballte die Hand zur Faust und küsste die Knöchel, bevor er die Münze wieder in die Tasche zurückschob.

»Ist das Ihr Ernst?«, fragte sie. »Sie lassen die Münze alle Ihre Entscheidungen treffen?«

Er zuckte wieder mit den Schultern. »Es ist komplizierter, Mia«, erklärte er. »Ich stelle Möglichkeiten zur Auswahl, und die Münze entscheidet, ob ich weitermachen soll oder nicht. Auf diese Weise übernimmt das Schicksal die Verantwortung für meine Handlungen.«

»Sie werfen also eine Münze, um zu entscheiden, ob Sie einen Latte oder einen Cappuccino bestellen sollen?«

»Nicht eine Münze. *Die* Münze. Und nein, ich lasse sie nur über die wichtigen Dinge entscheiden.«

»Wie die Frage, ob Sie mich ansprechen sollen oder nicht?«

»Sicher«, antwortete er. Er stieß mit ihrem Kaffeebecher an. »Das war eine der großen Entscheidungen meines Lebens.«

Sie lachte und hielt dabei die Hand vor den Mund. Ihr Fin-

gernagellack war genauso schreiend pink wie ihr Lippenstift. »Sie hätten einfach rüberkommen können«, sagte sie. »Ich hätte sowieso mit Ihnen gesprochen.«

»Sie übersehen das Entscheidende«, sagte er. »Wäre ich einfach zu Ihnen gegangen, hätte alles, was passiert, in meiner Verantwortung gelegen. Aber wenn ich es auf diese Weise mache, ist die Münze verantwortlich. Verstehen Sie?«

»Ich denke schon«, antwortete sie. »Aber was ist so Besonderes an dieser Münze? Sie ist doch einfach nur ein Fünzigpencestück.«

»Es ist gar nichts Besonderes an ihr«, antwortete er. »Aber Konsequenz ist nun mal erforderlich. Es muss jedes Mal dieselbe Münze sein, oder es funktioniert nicht.«

»Was funktioniert nicht?«

Chance lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und verschränkte die Hände im Nacken. »Wenn ich unterschiedliche Münzen verwendete, wäre es einfach nur ... so etwas wie Zufall. Was ich dagegen tue, hat nichts mit Zufall zu tun, sondern es geht ums Schicksal.« Er zwinkerte. »Wohnen Sie hier in der Nähe, Mia?«

»Ein Stück die Straße hinunter«, antwortete sie. »Ich trinke hier immer auf dem Rückweg von Tesco einen Kaffee.« Sie zeigte auf die Supermarkttüten zu ihren Füßen.

Er löste die Hände vom Nacken und fischte die Münze aus der Manteltasche. Er legte sie auf die flach ausgestreckte rechte Hand und lächelte Mia an.

»Was denn?«, fragte sie.

Er warf die Münze, fing sie geschickt mit der rechten Hand auf und schlug sie auf den linken Handrücken.

»Kopf«, sagte sie.

Chance schüttelte den Kopf. »Das ist nicht Ihre Entschei-

dung«, sagte er. Er nahm die Hand weg. Die Münze war mit dem Kopf nach oben gelandet.

»Ich hatte recht«, sagte sie und wackelte mit den Schultern wie ein aufgeregtes Kind.

Chance lächelte und steckte die Münze ein. »Mia, soll ich Ihnen nicht helfen, Ihre Einkäufe nach Hause zu tragen?«

»Sie wollen mich nach Hause begleiten?«

»Sicher.« Er trank seinen Kaffee aus und stand auf.

»Haben Sie deswegen die Münze geworfen? Um zu sehen, ob Sie mich nach Hause begleiten wollen oder nicht?«

Chance bückte sich und griff nach ihren Tüten. »Das stimmt.«

Sie lachte wieder, und wieder flog ihre Hand vor den Mund. »Sie sind verrückt«, sagte sie.

Er lächelte. »Mia, das Schlimmste ahnen Sie gar nicht.«

»Was, wenn die Münze mit der Zahl nach oben gelandet wäre?«

»Dann hätte ich meinen Kaffee ausgetrunken und wäre gegangen.«

Sie stand auf und hängte sich bei ihm ein. »Heute ist mein Glückstag«, sagte sie.

Mia lebte in einem Wohnblock in einer ruhigen Straße, zu Fuß zehn Minuten von dem Café entfernt. Chance trug ihre Einkaufstüten für sie und plauderte unterwegs mit ihr. Er erkundigte sich nach ihrer Familie, nach ihren liebsten Fernsehsendungen und fragte, wohin sie abends gerne ausging. Er hörte ihr aufmerksam zu und stimmte allem zu, was sie sagte. Mia deutete dies als gutes Zeichen. Er war anders als der Typ Mann, der sie normalerweise anbaggerte. Er sah gut aus, war gut gekleidet und schien sich ehrlich für ihre Gedanken zu interessieren. Erst als sie den Schlüssel ins Türschloss ih-

res Wohnhauses steckte, fiel ihr auf, dass sie auf dem ganzen Weg über sich selbst geredet hatte. Abgesehen davon, dass er Chance hieß und gerne eine Münze warf, wusste sie nichts über ihn. Sie blickte zu ihm hinüber, und er warf ihr ein Filmstarlächeln zu.

»Alles okay?«, fragte er, als spürte er ihr flüchtiges Unbehagen.

Sie lächelte zurück. »Sie sind doch kein Serienmörder, oder?«, fragte sie.

Er nickte. »Doch«, sagte er. »Doch, bin ich.« Sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. »Mia, Sie sind verrückt.«

»Da haben Sie wohl recht«, gab sie zurück. »Es ist nur so, dass das mit Ihnen zu schön ist, um wahr zu sein. Ich weiß nicht, wann mir ein Mann zum letzten Mal angeboten hat, meine Einkaufstüten zu tragen.«

»Es war mir ein Vergnügen«, erklärte er. »Und Sie brauchen mich nicht hereinzubitten. Das können wir auf ein andermal verschieben.«

Sie machte die Tür auf, behielt aber die Hand am Schlüssel. Er hatte recht. Sie stand nicht unter Druck. Es war ihre Wahl, und was immer geschah, war ihre Entscheidung. Sie nahm normalerweise keine Unbekannten mit zu sich nach Hause. Aber die meisten Männer, die sie ansprachen, waren Schweine, die nur das eine wollten. Chance war anders; daran gab es keinen Zweifel. Er sah besser aus, war besser gekleidet und offensichtlich auch wesentlich intelligenter als alle, die sie kannte. Sie lächelte ihn wieder an, und er schenkte ihr erneut sein Filmstarlächeln. Etwas, was ihre Mutter immer gesagt hatte, kam ihr in den Sinn. Man muss eine Gelegenheit beim Schopf packen. Wenn sie ihn jetzt abwies, würde sie ihn vielleicht nie wiedersehen. »Seien Sie nicht albern«, sagte sie.

»Ich habe eine Flasche Wein im Kühlschrank stehen. Sie können mir helfen, sie zu leeren.«

Sie trat in den Korridor und ging die Treppe zu ihrer Wohnung im ersten Stock hinauf. Er folgte ihr und wartete, während sie aufschloss. »Daheim ist es doch am schönsten«, sagte sie.

Sie zeigte ihm, wo die Küche war, und er stellte die Einkaufstüten auf die Anrichte. Sie nahm eine Flasche Frascati aus dem Kühlschrank und holte zwei Gläser. »Ist Weißwein in Ordnung?«, fragte sie.

»Wunderbar«, antwortete er, zog Mantel und Schal aus und hängte beides über eine Stuhllehne. »Am besten, ich mache die Flasche für Sie auf.«

Sie gab ihm die Flasche, und er nahm einen Korkenzieher und folgte ihr ins Wohnzimmer. Dort standen ein Flachbildfernseher, eine Ledercouch und ein Sessel. Die Wohnung war möbliert gemietet. Chance setzte sich auf die Couch und öffnete den Wein. »Und was machen Sie so, Mia?«

Mia verstand die Frage nicht und runzelte die Stirn. »Machen?«, wiederholte sie.

»Ihre Arbeit«, sagte er und streckte die langen Beine aus. »Womit verdienen Sie Ihr Geld?«

»Ich lebe vom Staat«, antwortete sie.

Chance nickte beifällig. »Und da können Sie sich das hier leisten? Es ist eine schöne Wohnung.«

»Ich bekomme Wohngeld«, sagte sie. »Die Nachbarn sind verärgert, weil sie für ihre Wohnung selbst zahlen müssen, aber ich bin berechtigt, also scheiß ich auf sie.«

»Genau«, meinte er.

»Es ist wegen der Wirtschaftskrise«, sagte sie. »Der Vermieter konnte keine Mieter finden, also ist er immer weiter mit

der Miete runtergegangen, und schließlich war die Wohnung so billig, dass die Kommune sie für Wohngeldberechtigte genehmigt hat, und jetzt bin ich also hier.«

»Sie bekommen Sozialhilfe?«, fragte er, während er für beide einschenkte.

Sie nickte. »Ich bin arbeitsunfähig wegen meiner Nerven. Hundertsechzig Pfund pro Woche, was ja nicht schlecht ist. Und dann noch siebzig Pfund für Fahrtkosten.«

»Und es ist besser als arbeiten«, sagte er. »Sie sollten Kinder haben. Dann bekommen Sie mehr Geld, und die Kommune sucht Ihnen eine größere Wohnung.«

»Daran habe ich auch schon gedacht«, meinte sie und zündete sich eine Zigarette an. Sie hielt ihm das Päckchen hin, aber er schüttelte den Kopf.

»Das glaube ich Ihnen gerne«, erwiderte er. Er schob ihr eines der Gläser zu.

Sie lächelte verschämt. »Bieten Sie sich für den Job an?«, fragte sie.

»Vielleicht werde ich genau das tun«, sagte er und warf ihr sein Filmstarlächeln zu.

Sie trank ihren Wein. »Dieses Ding mit der Münze – ist das Ihr Ernst?«

Er nickte. »Es ist kein Ding. Es ist mein Leben.«

»Warum? Warum machen Sie das?«

»Das habe ich Ihnen doch schon erklärt. Damit die Münze Entscheidungen für mich fällt. Denn wenn ich die Entscheidungen nicht selber treffe, läuft alles auf das Schicksal hinaus. Ich glaube, dass alles vorherbestimmt ist und dass es so etwas wie freien Willen nicht gibt.«

Sie runzelte die Stirn, unfähig, seinen Gedanken zu folgen.

»Nur indem man ein Element der Willkür einbezieht, kann

man Kontrolle über sein Leben erringen«, fuhr er fort. »Das sollte jeder tun. Dann würden die Leute feststellen, dass sie wirklich frei sind.« Er hob sein Glas. »Auf Sie, Mia. Und auf die Münze. Denn wenn die Münze nicht wäre, wäre ich jetzt nicht mit Ihnen hier.«

»Das stimmt«, sagte sie. Sie streckte die Hand aus und stieß mit ihm an.

Beide tranken, dann stand Chance auf und ging zum Fenster hinüber. Die Straße unten war von Autos gesäumt, aber es waren nur wenige Fußgänger unterwegs. Er griff nach dem Seilzug des Rollos und ließ es behutsam herunter. »Ich ziehe Rollos unbedingt Vorhängen vor, Sie nicht auch?«, fragte er.

»Ich denke schon«, antwortete sie und schnippte Asche in einen Aschenbecher, der wie ein vierblättriges Kleeblatt geformt war. Sie klopfte auf die Couch. »Komm und setz dich«, sagte sie.

Er steckte die Hände in die Hosentasche und nahm die Fünzigpennemünze heraus. Er warf sie. Und lächelte in sich hinein, als er sah, wie sie gelandet war. Er blickte auf, grinste Mia an und steckte die Münze ein.

»Was denn?«, fragte sie. »Was hast du entschieden?«

Er ging zu ihr. »Das ist ein Geheimnis«, sagte er.

Sie lachte. »Du bist schrecklich«, sagte sie. »Du kannst dein Leben doch nicht von einer Münze regieren lassen.«

»O doch, das kann ich«, gab er zurück. Er beugte sich über sie und küsste sie auf den Scheitel.

»Gib mir wenigstens einen Hinweis«, sagte sie. Sie drückte ihre Zigarette aus, setzte sich zurück und streckte die Hände aus.

Er kicherte und griff in seine Hosentasche. »Sagen wir einfach, dass heute nicht dein Glückstag ist, Darling.« Seine

Hand tauchte wieder auf, und ein Rasiermesser lag darin. Sie öffnete den Mund zu einem Schrei, doch bevor sie auch nur Atem holen konnte, hatte er ihr mit der Klinge die Kehle durchgeschnitten, und ihr Blut spritzte über die Wand.

5

Jenny McLean saß an ihrem Computer und tippte, als Nightingale hereinkam und seinen Regenmantel über den Stuhl bei der Wand warf. »Ich hasse die Waliser«, sagte er.

»Die sind ein bisschen rassistisch, nicht wahr«, gab sie zurück. »Aber Catherine Zeta-Jones wirkt doch ganz reizend. Und Richard Burton. Was für ein Schauspieler!«

»Dann will ich mich genauer ausdrücken. Walisische Polizisten. Ich hasse walisische Cops.«

»Ja, es kam mir schon so vor, als hättest du es dir mit Superintendent Thomas verscherzt. Er hat gestern am Telefon überhaupt nicht glücklich geklungen. Ich habe eindeutig den Eindruck gewonnen, dass du dir dort in den walisischen Tälern keine Freunde gemacht hast.«

Nightingale ging in sein Büro und griff nach der Post, die Jenny auf seinen Schreibtisch gelegt hatte. »Gibt es eine Chance auf einen Kaffee?«

»Ich höre und gehorche, o Meister.«

Nightingale ließ sich in seinen hochlehnigen Kunstledersessel fallen und legte die Beine auf den Schreibtisch. Er blätterte seine Post durch. Drei Rechnungen, ein Drohbrief des Finanzamts wegen der Umsatzsteuer, ein Lebens-

lauf von einem ehemaligen Soldaten, der im Irak verwundet worden war, ein Mailing, das ihm eine einmalige Gelegenheit bot, sich für ein Investmentseminar anzumelden, in dem er lernen würde, innerhalb von fünf Jahren zum Millionär zu werden, und ein Brief von einem Fitnesscenter in der Nachbarschaft, das ihm zwanzig Prozent Rabatt auf die Jahresmitgliedschaft und drei Einzelstunden mit einem Fitnesscoach anbot.

Jenny brachte ihm seinen Kaffeebecher und stellte ihn auf die Schreibunterlage vor dem Computer. Als sie sich auf seine Schreibtischkante setzte, bemerkte sie das Pflaster an seiner Schläfe. »Was ist passiert?«

Nightingale nahm seinen Becher und trank Kaffee. »Ich habe mich beim Rasieren geschnitten.«

»Ich meine es ernst, Jack.« Sie streckte die Hand aus, um das Pflaster zu berühren, aber Nightingale zog den Kopf weg.

»Das ist nichts«, sagte er. »Der Polizeibericht sagt wahrscheinlich, dass ich den Schlagstock des Cops mit dem Kopf gerammt habe.«

»Ein Polizist hat dich geschlagen? Warum denn?«

»Sagen wir einfach, dass meine Reise nach Wales nicht wie geplant verlaufen ist«, erwiderte er.

»Du hast ihm doch nichts von der Séance erzählt, oder?«

»Das erschien mir keine gute Idee«, antwortete Nightingale. »Er wollte wissen, was ich in Connie Millers Haus zu suchen hatte. Ich erzählte ihm, dass ich sie für meine Schwester hielt, aber dann versuchte er, mich darauf festzunageln, woher ich diese Information hätte. Ihm zu sagen, dass mein toter Partner sie mir bei einer Séance gegeben hat, hätte mir wahrscheinlich nicht seine Sympathie eingebracht.«

»Aber warum war die Polizei überhaupt in die Sache ver-

wickelt?«, fragte Jenny. »Du wolltest doch nur mit ihr reden, oder?«

»Das war der Plan«, gab er zurück. »Aber sie hat Selbstmord begangen und ihn verdorben.«

»Was?«

»Sie hat sich unmittelbar vor meinem Eintreffen erhängt. Hat Thomas dir das nicht erzählt, als er dich angerufen hat?«

»Er hat sich nur dafür interessiert, warum du nach Abersoch gefahren bist. Ich sagte ihm, jemand hätte dir einen Tipp wegen deiner Schwester gegeben, und dann fragte er mich nach Robbie. Ich dachte mir schon, dass da irgendwas im Busch war, und so sagte ich ihm, ich wisse das mit Constance, hätte aber keine Ahnung, woher du den Namen bekommen hättest.«

»Kluges Mädchen.«

»Ja, na ja, ich habe dich angerufen, aber dein Handy war abgeschaltet.«

»Sie hatten mir das Handy abgenommen«, erklärte Nightingale. »Tatsächlich haben sie mir verdammt noch mal alles abgenommen. Den ganzen Nachmittag musste ich in einem Papieranzug rumsitzen, und ich bin erst nach Mitternacht nach London zurückgekommen.«

»Warum hat sie sich umgebracht?«

»Keine Ahnung«, erklärte er. »Sie hat keine Nachricht hinterlassen, und der Polizei zufolge war sie nicht depressiv. Ich bin dort angekommen, die Tür war offen, ich bin hineingegangen, und sie hing vom Treppengeländer herab. Und die walisischen Bullen beharren eisern darauf, dass sie nicht meine Schwester ist.«

Jenny runzelte die Stirn. »Aber sie war die einzige Constance in Abersoch. Das habe ich überprüft.«

»Dann hat Robbie also etwas durcheinandergebracht«, meinte Nightingale. »Oder jemand hat diesen Zeiger auf dem Ouija-Brett verschoben.«

»Es waren doch nur wir beide da, Jack, und ich habe ihn bestimmt nicht verschoben.«

»Und es ist ja kaum anzunehmen, dass ich mich selber auf die falsche Spur schicke«, meinte Nightingale.

»Was ist dann also schiefgelaufen? Wir sind mit dem Ouija-Brett doch vorschriftsgemäß verfahren, oder? Wir haben Kontakt mit Robbie aufgenommen, und Robbie sagte, deine Schwester sei in Abersoch.«

»Streng genommen haben wir ihn gefragt, wo meine Schwester sich befindet, und zwei Wörter bekommen. Constance und Abersoch. Mehr nicht. Vielleicht ist die Kommunikation mit den jüngst Verstorbenen nicht gerade eine exakte Wissenschaft.« Er trank noch einen Schluck Kaffee. »Oder vielleicht liegen die Bullen falsch. Ich habe ja selber auch nicht gewusst, dass ich ein Adoptivkind bin, oder? Ich war zweiunddreißig, als ich herausgefunden habe, dass Ainsley Gosling mein leiblicher Vater war. Er hat meine Adoption vollkommen heimlich durchgeführt, und mit der Adoption meiner Schwester muss er genauso verfahren sein.« Er seufzte. »Ich warte noch ein oder zwei Tage, dann fahre ich zurück und spreche mit ihren Eltern. Ich muss auf Nummer sicher gehen.« Er stellte seinen Kaffeebecher auf den Schreibtisch. »Ist viel passiert, während ich fort war?«

»Du hast einen Anruf von diesem Anwalt in Hamdale erhalten. Von Ernest Turtledove.«

Nightingale runzelte die Stirn. Turtledove war der Mann, der sein Leben ins Chaos gestürzt hatte, als er ihm die Nachricht eröffnete, dass William und Irene Nightingale nicht

Jacks leibliche Eltern waren und dass er tatsächlich der Sohn eines Satanisten und Teufelsanbeters war, der Selbstmord begangen hatte, nachdem er Nightingale zu seinem einzigen Erben ernannt hatte. »Was wollte er? Geht es um den Nachlass?«

»Er sagte, er müsse dich sehen. Ich habe nachgehakt, aber er wollte nicht erklären, worum es ging. Er sagte, es sei vertraulich.«

»Ich fahre nicht einfach mal so den ganzen Weg nach Hamdale raus«, erklärte Nightingale. »Kannst du ihn für mich ans Telefon holen?«

Jenny ging in ihr Büro, um den Anruf zu tätigen. Ein paar Minuten später rief sie, Turtledove sei am Apparat.

»Mr Nightingale?«, fragte der Anwalt zögernd, als er warte er jemand anderen.

»Ja«, antwortete Nightingale. »Meine Assistentin sagte, Sie wollen mich sehen.«

»Das stimmt. Es hat sich etwas ergeben.«

»Was denn genau?«

»Das kann ich Ihnen am Telefon leider nicht sagen«, antwortete der Anwalt. »Ich muss Sie wirklich persönlich sehen.«

»Sie sind herzlich eingeladen, mich in meinem Büro zu besuchen, Mr Turtledove.«

Der Anwalt seufzte. »Ich reise leider nicht«, sagte er. »Sie wissen ja, mein Bein. Ich kann nicht fahren, und Sie wissen ja selbst, wie es um die öffentlichen Verkehrsmittel steht.«

»Es ist eine lange Fahrt, so oder so, Mr Turtledove. Können Sie mir wenigstens sagen, was so wichtig ist, dass Sie mich persönlich sehen müssen?«

»Ich muss Ihnen etwas geben.«

»Warum haben Sie es mir denn nicht vor drei Wochen gegeben, als ich Sie zum ersten Mal aufgesucht habe?«

»Weil ich es selbst gerade erst erhalten habe. Bitte entschuldigen Sie das alles, Mr Nightingale, aber ich habe strenge Anweisungen erhalten und muss sie befolgen.«

»Was müssen Sie mir denn geben?«

»Einen DIN-A4-Umschlag.«

»Warum schicken Sie ihn mir nicht per Post?«

»Das ist leider wirklich nicht möglich. Wie schon gesagt, ich habe strenge Anweisungen.«

»Es hat mit Ainsley Gosling zu tun, nehme ich an?«

»Das nehme ich ebenfalls an«, sagte Turtledove. »Können Sie heute Nachmittag kommen?«

6

Hamdale war auf der Landkarte nur ein Punkt, und in Wirklichkeit war es auch nicht viel größer: ein paar Häuser um ein Pub mit strohgedecktem Dach und eine Reihe von Läden, denen die Kundschaft sofort wegliefte, wenn im Umkreis von zwanzig Meilen irgendein Tesco- oder Asda-Supermarkt aufmachte. Nightingale stellte seinen grünen MGB-Roadster auf dem Parkplatz des Pubs ab und ging zu Turtledoves Büro, das zwischen einem Postamt und einer Konditorei lag. Er stand vor der Konditorei und rauchte seine Zigarette zu Ende. Die Torten waren wahre Kunstwerke, Geburtstagstorten, die wie Fußballfelder und Teddybären geformt waren, mehrstöckige, mit Glasur reich verzierte Hochzeitstorten und Kuchen, die Trickfilmfiguren nachbildeten. Ein Schild im Fenster verkündete die Internetadresse des Geschäfts und die Tatsache,

dass Lieferungen innerhalb eines Tages in ganz Großbritannien außer Nordirland möglich waren. Eine hübsche Brünette in einer schwarz-weiß gestreiften Schürze lächelte ihn an, und Nightingale lächelte zurück. Er warf seine Zigarettenkippe auf die Straße und öffnete die Tür zum Anwaltsbüro. Eine Glocke läutete, und Turtledoves grauhaarige Sekretärin blickte von ihrer altmodischen elektrischen Schreibmaschine auf.

»Mr Nightingale, Mr Turtledove erwartet Sie«, sagte sie. »Hätten Sie gerne eine Tasse Tee?«

»Nicht nötig, vielen Dank«, antwortete er.

Sie wollte aufstehen, doch Nightingale bat sie mit einer Geste sitzenzubleiben. »Ich kenne den Weg«, sagte er.

Er öffnete die Tür zu Turtledoves innerem Heiligtum. Der Anwalt saß hinter einem großen Eichenholzschreibtisch, auf dem sich Aktenstöße stapelten, die alle mit rotem Band zusammengebunden waren. In dem Büro war von einem Computer nichts zu sehen, und auch sonst gab es keinen Hinweis auf irgendetwas, das innerhalb der letzten fünfzig Jahre hergestellt worden war. Auf dem Schreibtisch standen ein Telefon – ein Gerät aus schwarzem Bakelit mit Wählscheibe – und ein Gestell mit Füllfederhaltern und zwei großen Tintenfasschen, eines schwarz, das andere blau.

»Mr Nightingale, wie freundlich von Ihnen herzukommen«, sagte Turtledove und stemmte sich aus seinem hochlehnigen Ledersessel hoch.

»Ich hoffe nur, dass es die Mühe wert ist«, gab Nightingale zurück.

Turtledove hielt ihm eine runzlige, mit Leberflecken übersäte Hand hin. Vielleicht bildete Nightingale sich das nur ein, vielleicht spielte ihm sein Gedächtnis einen Streich, aber

der Anwalt sah mindestens zehn Jahre älter aus als bei ihrer letzten Begegnung. Die Furchen in seinem Gesicht wirkten tiefer, die Augen waren wässriger und die Zähne gelber. Er stützte sich auf einen hölzernen Gehstock mit einem schwanenkopfförmigen Messinggriff, als er Nightingale die Hand schüttelte. Selbst sein Tweedanzug wirkte älter und schäbiger; die Ellbogen waren beinahe durchgescheuert und die Hosen an den Knien ausgebeult. »Setzen Sie sich doch bitte«, sagte der Anwalt und humpelte zu seinem Stuhl zurück.

»Was haben Sie also für mich, Mr Turtledove?«, fragte Nightingale.

Der Anwalt ließ sich leise ächzend auf seinen Stuhl sinken. »Leider muss ich Sie um irgendeine Art von Lichtbildausweis bitten«, sagte er.

»Sie wissen doch, wer ich bin, Mr Turtledove. Ich war vor drei Wochen hier. Ich bin Ainsley Goslings einziger Erbe, erinnern Sie sich?«

»Bitte, Mr Nightingale, haben Sie Nachsicht mit mir. Ich habe Anweisung, Ihre Identität zu überprüfen, bevor ich Ihnen den Umschlag aushändige.«

»Woher kommt dieser Umschlag?«, fragte Nightingale und zog seine Brieftasche aus der Hosentasche.

»Von derselben Anwaltskanzlei, die mir das Testament Ihres verstorbenen Vaters geschickt hat«, antwortete Turtledove.

Nightingale holte seinen Führerschein hervor und reichte ihn dem Anwalt. Turtledove betrachtete ihn ein paar Sekunden lang und gab ihn dann zurück. Er zog die oberste Schublade seines Schreibtischs auf und nahm einen gepolsterten, braunen DIN-A4-Umschlag heraus.

»Ich verstehe nicht, warum Sie mir den nicht einfach mit der Post oder einem Kurierdienst schicken konnten«, meinte

Nightingale. Er nahm den Umschlag entgegen. In einer Ecke war eine getippte Empfangsbestätigung festgeklammert.

»Bitte unterschreiben Sie die Empfangsbestätigung, und setzen Sie das Datum dazu«, bat Turtledove und reichte Nightingale einen der Füllfederhalter. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und stützte das Kinn auf die zusammengelegten Hände. »Es ging nicht so sehr darum, dass Sie sich ausweisen«, sagte er. »Vielmehr sollte ich vor allen Dingen überprüfen, dass Sie noch immer ...«, er zuckte zusammen, bevor er den Satz fortführte, »... am Leben sind. Meine Anweisungen lauteten, ich solle mich vergewissern, dass Sie noch leben, und Ihnen dann den Umschlag persönlich übergeben.«

Nightingale unterschrieb die Empfangsbestätigung und schob sie samt Füllfederhalter über den Schreibtisch dem Anwalt zu.

»Und wenn ich nicht mehr am Leben gewesen wäre?«, fragte Nightingale. »Was dann?«

»Dann hatte ich Anweisung, den Umschlag und die DVD zu schreddern und die Schredderstücke zu verbrennen.« Er runzelte die Stirn. »Kann man das, was aus einem Schredder kommt, einfach so nennen? Schredderstücke?«

Nightingale war überrascht, dass der alte Anwalt überhaupt wusste, was ein Schredder war. »Ich habe keine Ahnung, Mr Turtledove«, erwiderte er. Er betrachtete den wattierten Umschlag. »Es muss ein Brief beigefügt gewesen sein, denn andernfalls hätten Sie ja nicht wissen können, dass Sie sich vergewissern sollten, ob ich noch unter den Lebenden weile.«

Turtledove nickte. »Ja, ja, natürlich, da war ein Begleitbrief. Jetzt lassen Sie mich einmal sehen, wo habe ich den nur hingetan?« Er runzelte erneut die Stirn und begann, die Akten auf seinem Schreibtisch herumszuschieben. Kleine Staubwol-

ken stiegen in die Luft wie Miniexplosionen, und er hustete. Er nahm ein Taschentuch aus der Brusttasche seines Jacketts und hustete hinein. Nightingale erblickte Blutflecken auf dem weißen Tuch, bevor Turtledove es wieder in die Tasche steckte.

»Ist alles in Ordnung mit Ihnen, Mr Turtledove?«, fragte er.

Der Anwalt zwang sich zu einem Lächeln. »Es geht mir gut, Mr Nightingale«, sagte er. »Ich bin einfach nur alt.« Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Angela!«, rief er. »Komm doch bitte einmal herein.« Turtledove wies mit der Hand auf die Tür. »Meine Frau und Sekretärin«, sagte er.

»So bleibt es in der Familie«, meinte Nightingale.

»Sie ist gelernte Buchhalterin und kocht wunderbaren Tee«, sagte Turtledove. »Ohne sie wäre ich verloren.«

Die Tür ging auf, und Mrs Turtledove blickte ihren Mann über ihre Goldrandbrille hinweg an und lächelte. »Du hast mich gerufen?«, fragte sie.

»Tut mir leid, Liebes«, antwortete Turtledove. »Der Umschlag, den wir für Mr Nightingale erhalten haben – ich kann den Begleitbrief nicht finden.«

»Ich habe ihn noch nicht abgeheftet, er sollte also immer noch in der Ablage sein«, meinte Mrs Turtledove.

Der Anwalt begann, Papiere in einem Drahtkorb durchzugehen. Seine Frau seufzte. »Der andere Posteingangskorb, Lieber«, sagte sie.

Der Anwalt verzog das Gesicht und wühlte in einem anderen Papierstapel.

»Der Umschlag wurde von einem Kurier gebracht, oder?«, fragte Nightingale Mrs Turtledove.

»Von einem Motorradkurier«, antwortete sie.

»Ein hiesiges Unternehmen?«



Stephen Leather

Brut des Teufels

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37813-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Jack Nightingale muss eine Seele retten – die seiner eigenen Schwester. Doch er hat sie seit dem Tag ihrer Geburt nicht mehr gesehen, und jeder, mit dem Jack über seine Schwester spricht, stirbt eines qualvollen Todes. Jack wird klar, dass jemand – oder etwas – entschlossen ist, sich ihm in den Weg zu stellen. Also muss er alles aufbieten, was er einst als Verhandlungsführer bei der Polizei gelernt hat. Doch jede Verhandlung mit den Mächten der Dunkelheit hat ihren Preis. Und Jack muss sich fragen: Ist es jede Seele wert, dass man sie rettet?